Heinrichs Romfahrt

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 30

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641264

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 30 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 24. Juli 1937

Trübes Wetter

Von Gottfried Keller

Es ist ein stiller Regentag,
So weich, so ernst, und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt
Beschaulich über Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau' das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

Erstes Kapitel.

Ende der siebziger Jahre war's. —

Da wanderte Heinrich Landsiedel, bisher Student in Tübingen, aus seiner Heimat am Neckar über die Berge der schwäbischen Alb und durch das Tal der Schussen an den Bodensee hinab und kam in das Städtchen Bregenz.

Allerlei Schweres lag in seiner Brust. Vor vier Wochen hatte er im Beisein einer großen Verwandtschaft droben auf dem Kirchhof von Tübingen die Mutter begraben und mit ihr die einzige Seele verloren, die selbstlos an ihm hing. Else, die Schwester? — Nein, an die wollte er nicht denken; sie hatte bei der Teilung der mütterlichen Hinterlassenschaft zu seinem Schaden zusammengehamstert, was das Zeug hielt und ihn im Streit davonziehen lassen. Rösle, die Liebste? — Pfui, Teufel! — Die hatte ihn bis ins Herz hinein verraten.

Wohl gab es unter den Stiftlern und Studenten etliche Freunde, von denen er nicht gern geschieden war. Da er aber durch den Tod der Mutter völlig unabhängig im Leben stand, hatte er dem aus Goethe gesogenen Drang nach Italien nachgegeben, die hoffnungsreich betriebenen Studien abgebrochen und ließ nun seiner Wander- und Abenteuerlust freien Lauf.

Bald mit hellen, bald mit dunkeln Gedanken wanderte er und stieg von Bregenz im sonnigen Nachmittag durch die Maienpracht des Waldes zum Wallfahrtskirchlein auf dem Gebhardsberg empor.

Die großen, tiefblauen Augen strahlten ihm vor Lebensfreude; über dem kräftigen Mund stand ihm der blonde Schnurrbart; von den Schläfen halb in die Wangen lief ihm der kurzgestutzte Backenbart, der ihm das etwas eckige Gesicht hübsch, doch ein wenig altväterisch rahmte, und auf der Stirn saß ihm der zu seinem hellblauen, guttuchenen Rock abgestimmte Filz. Die Brust vorgedrängt, schwang er mit einem Ueberfluß sorgloser Kraft den Knotenstock, und wer den noch ziemlich jugendhagern Mann so wandern und steigen sah, erhielt von ihm das Bild eines gesundfrischen, glücklichen Menschen, dem harte Erfahrungen bisher erspart geblieben waren und der darum der Welt ein um so wärmeres Herz entgegenbrachte.

Nun, warum sollte sich Heinrich Landsiedel von den Heimaterinnerungen zu tief betrüben lassen? —

Er hatte ja einen beträchtlichen Reisepfennig auf sich, in einer Geheimtasche in Zwanzigfrankenstücke umgewechselt noch jene fünfhundert Mark, die ihm sein Schwager Wilhelm für die Italienfahrt vom mütterlichen Erbe hatte herausgeben müssen. Damit konnte er, von Geldsorgen unbeschwert, wohl bis nach Rom gelangen und sich dort behaglich umsehen, was weiter beginnen.

Nun hatte er die Felsenzinne des Gebhardsberges erreicht. Ueber den strömenden Aachfluß dahin blickte er nach dem im Süden getürmten Kranz der Schneeberge, auf den Rhein, der wie eine silberschuppige Schlange daraus hervorbrach, auf die friedlichen Ortschaften zur Linken und Rechten. Vor Schönheit wurde ihm fast feierlich zu Mut, und was noch Schweres aus der Heimat durch seine Seele beben mochte, glitt von ihm ab.

Nur eines wundervollen Tages aus seiner Knabenzeit gedachte er. Es war zu Beginn des Herbstes. Da lief durch das Neckartal die Kunde: Auf den Höhen der Alb kann man die Schweizerberge sehen! Man sprach davon als einem Ereignis, das sich oft lange Sommer nicht wiederholte. Alt und jung pilgerten auf die Kalkrücken des Gebirges, er selber mit seinem Vater auf den Roßberg, ein paar Stunden hinter Reutlingen. Und siehe da: In der westlichen Ferne ragte es wie von Silbertafeln in die weiche Bläue des Himmels; märchenhaft, unirdisch schwebten sie in ihrem Glanz, und je mehr die staunenden Augen hinsahen, war es, als ob die heiligen Tafeln in leichtem Flug nach der Höhe begriffen seien, hinauf von der Erde zu Gott! — Das war sein erster, unvergeßlicher Eindruck der Alpen.

Nun sollte es ihm schon in den nächsten Tagen vergönnt sein, selber durch die herrlichen Berge zu ziehen. Darüber schlug ihm das Herz höher.

Während er sich selig der Naturfreude hingab, bemerkte er einen Kunstmaler, der lässig an einem Bild der Kapelle herumbastelte, das Werkchen in einen bereitgehaltenen Rahmen steckte und es einigen Besuchern der Felsenwarte zum Verkauf anbot. Auch ihm. Das Bild war hübsch, namentlich die Gruppe ländlicher Pilger, die auf den Knien zum Tor des altersgrauen Heiligtums emporrutschten. Er hatte dafür keine Verwendung; es freute ihn aber für den Künstler, als eine junge, schwarzgekleidete Dame, die in Begleitung einer Ordensschwester auf die Höhe gestiegen kam, das Werklein um ein Zehnguldenstück erwarb.

Eine Viertelstunde später fügte es sich wie von selber, daß der Maler und er an demselben Tisch unter grünen Bäumen das Abendbrot verzehrten und sie mit einander in ein zwangloses Plaudern gerieten.

Dabei ergab sich, daß sie beide Fremdlinge in Bregenz waren und für den folgenden Tag dasselbe Ziel hatten: Chur! Der Maler, dessen blasses, schmales Gesicht von einem dunkeln Vollbart umgeben und von einem breiten Strohhut überschattet war, nannte sich Paul Grüsch, erzählte, daß er aus München komme und vom Bischof in Chur, der noch ein entfernter Verwandter von ihm sei, den Auftrag erhalten habe, alte, wertvolle Fresken in der Hofkirche wieder aufzufrischen. Das werde ihn gegen ein halbes Jahr beschäftigen. Wenn er auch nicht viel auf den frommen Herren halte, so sei es doch Tatsache, daß die Kunst im Schatten der Kirche am besten gedeihe. Er habe diese glückliche Wendung nötig. In München, wo er bisher gelebt habe, würden doch nur Bilder von einem engen Kreis allerberühmtester Maler verkauft, während Verkennung das Los der andern sei, auch das seine, da er in der Kunst eigene Wege gehe.

Nein, um die Einkünfte des Malers stand es wohl nicht gut. Sein im Schnitt mit einer gewissen Eleganz gebautes Kleid war bis zur Schäbigkeit abgetragen. Doch mußte er auch schon bessere Tage gesehen haben. In Rede und Gebärde offenbarte sich seine Weltgewandtheit. Der Künstler, der auf seinen Fahrten weite Länder gesehen hatte, entwickelte ein Erzählertalent, von dem sich Heinrich aufs höchste fesseln ließ, namentlich aus Florenz und Rom, die er wie ein Stück Jugendboden kannte, und schwärmte von Italien als dem einzigen Lande, in dem das Leben für einen künstlerisch begabten Menschen überhaupt lebenswert sei.

„Zuerst hielt ich Sie selber für einen Italiener", gestand Heinrich.

„Meine Mutter war Italienerin", lächelte Grüsch versonnen; „aber ich selber bin Bündner."

Was er über sich erzählte, war mit einer halb fröhlichen, halb traurigen Selbstverspottung durchwürzt, oft mit einer weichen Melancholie, die ihm einen Anflug genialen Wesens gab.

Unter Gesprächen, die ganz nach Landsiedels Herzen waren, stiegen sie wieder nach Bregenz hinunter und vereinbarten, daß sie die Reise nach Chur am andern Tag gemeinsam zurücklegen wollten, eine Strecke mit der Bahn, den Rest des Weges aber zu Fuß, durch das Lichtensteinerländchen und die bündnerischen Weindörfer bis nach der alten Bischofstadt. In Heinrichs Brust flammte eine Begeisterung für Italien, wie nie zuvor. Bevor er die Nachtruhe fand, schlug er noch Goethes Elegien auf und, als er endlich einschlief, träumte ihm von einer Römerin.

Am andern Tag gefiel ihm der Wandergefährte nicht mehr so wohl wie am Vorabend. In dem sonst angenehm und bedeutend geschnittenen Gesicht des Malers störte ihn manchmal ein listiges Lächeln und Augenzwinkern; doch ehe er sich darüber Rechenschaft gegeben hatte, kam er über den Anekdoten und Schnurren, die Grüsch vorbrachte, wieder in die gestrige heitere Stimmung. Sie durchschritten die Weindörfer. Unter der Vorgabe, daß er sich ausruhen müsse, drängte der Künstler da und dort zur Einkehr und reihte eine Erzählung im Stile Boccaccios an die andere. Der wohlgemute Schwabe ließ es sich gefallen, daß sie Chur erst am Spätabend erreichten, als die Gassen menschenleer und er vom Wandern und Wein todmüde war.

Er erwartete, daß sich nun der Maler von ihm verabschieden werde und hielt schon ein paar Dankesworte für gute Weggesellschaft bereit. Grüsch aber sagte: „Ich mag meine alten Verwandten nicht mehr belästigen; sie sind alle Frühschläfer. Gehen wir miteinander in ein einfaches Gasthaus." Er führte den Ermatteten durch schlecht erleuchtete Gäßchen und Winkel und endlich durch eine Hintertüre in das Gasthaus zur „Schwalbe", deren Wirtsraum im obern Stockwerk lag.

Auf der steilen, schmalen, ausgelaufenen Treppe zögerte Heinrich. „Teufel, in der alten Truhe gefällt es mir nicht", versetzte er übelgelaunt.

„Es war ein bekanntes, gutes Haus; aber der Wirt muß gewechselt haben. Ich finde es selber nicht mehr so heimelig wie früher", erwiderte der Maler.

An einen Rückzug war nicht mehr zu denken; denn schon eilte ihnen eine üppige, braunhaarige Kellnerin entgegen, bemächtigte sich Heinrichs Ranzen und lachte zum Guten Abend mit breitem, blühendem, doch nichtssagendem Gesicht.

„Wo ist denn mein alter Schatz, die blonde Julia?" scherzte Grüsch.

„Weiß Gott!" erwiderte das dralle Mädchen, das eine Korallenkette durchs Haar gewunden trug. „Jetzt müssen Sie sich halt mit einer Mina begnügen", und der hinzutretende Wirt, ein schmächtiges und verwittertes Männchen führte die Gäste mit seifiger Höflichkeit in die wenig beleuchtete Eßstube.

Mißmutig fügte sich Heinrich in das Quartier; gleich nach dem Nachtessen drängte er zum Schlafengehen; aber Grüsch rief: „Mina, eine Flasche Safella — Landsiedel, wenn ich schon nur ein fahrender Kunstmaler bin, Abschied müssen wir doch feiern. Am liebsten käme ich mit Ihnen nach Rom und wäre dort Ihr Führer; aber da ich hier bleiben muß, wollen wir die ewige Stadt doch mit einem Trunk leben lassen."

Er geriet wieder in sein kurzweiliges Erzählen. Heinrich tat Bescheid und blieb halb aus Höflichkeit, halb aus Neugier. Mina, das ebenso ungebildete wie gutmütige Geschöpf füllte

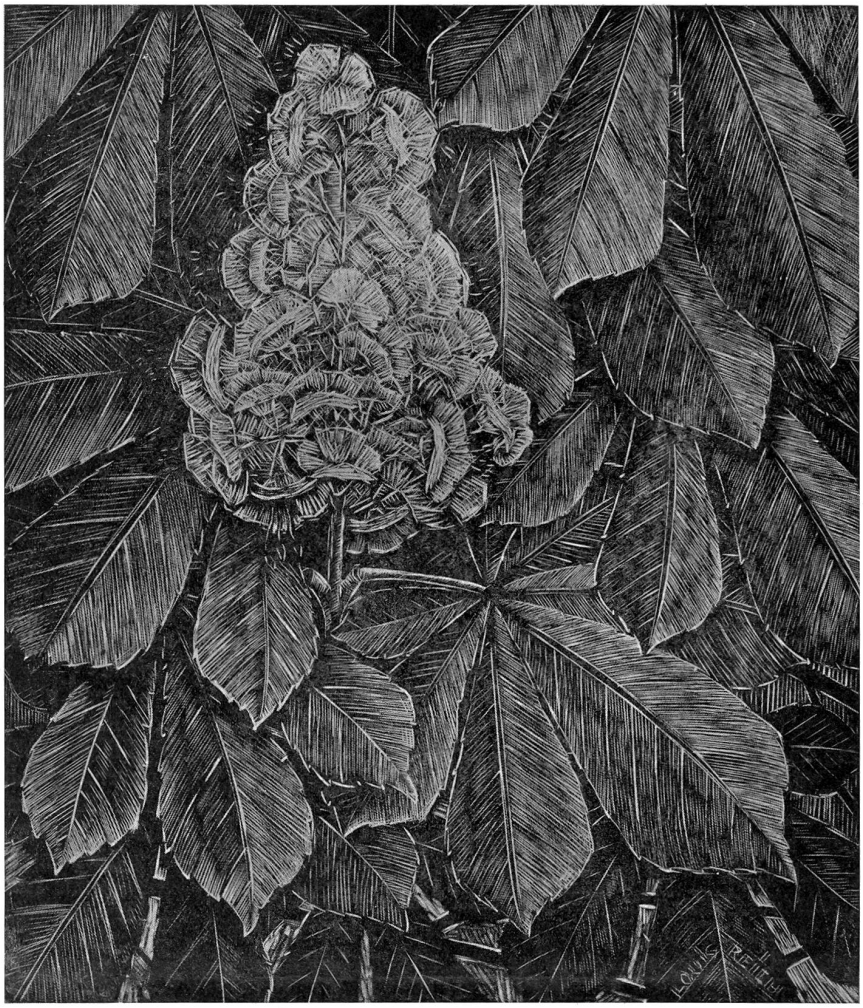
die Gläser fleißig mit dem feurigen Veltlinerwein nach, schaute ihm mit den grauen Augen verliebt ins Gesicht und wandte sich, als er stumpf blieb, dem Maler zu. Die Müdigkeit übernahm ihn; bald hörte er das lachende Geschwätz der beiden nur noch wie einen plätschernden Bach; dann schlief er völlig ein er merkte erst, daß er noch am Tisch saß, als ihn das Mädchen mit einem saftigen Kuß auf die Wange weckte und sagte: „Wie schad' — es ist leider Polizeistunde!"

Am Morgen erwachte er mit einem rasenden Stechen im Kopf; er wußte nicht mehr recht, wie er vom Tisch ins Bett gekommen war; nur an den Kuß der Kellnerin erinnerte er sich, den er sich nun eilig vom Backen wusch, und daß ihm Grüsch beim Ausziehen behilflich gewesen war.

Es mochte wohl schon spät sein. Wohin hatte er die Uhr verlegt, die vom Vater ererbte silberne Uhr? —

Umsonst suchte er, und unbewußt langte er nach seinem Geldbeutel, einem noch von seiner Braut Rösle stammenden, kunstreich aus geschliffenen Stahlperlen gearbeiteten Stück.

Er fehlte! — Nun überlief es ihn siedend heiß. Da bemerkte er auf dem Tischchen ein Blatt Papier, auf dem ein Zweifrankenstück lag. — Wie kam das daher? —



Kastanienblüte Louis Reich

Er las: „Verzeihen Sie, daß ich Ihre Einfalt mißbrauchen muß. Sie machen dadurch vielleicht eine nützliche Erfahrung für Ihr künftiges Leben. Anbei noch ein Reisepfennig, und um Ihre Rechnung im Gasthaus machen Sie sich keine Sorgen. Da Sie ein guter Kerl sind, gestatte ich mir, sie mit der meinen zu begleichen. Wenn Ihnen am Schadenersatz gelegen ist, wenden Sie sich durch den Herrn Polizeidirektor von Chur, den ich schön grüßen lasse, und an meinen Vater. Ihr Paul Grüsch!"

Heinrich war es, ihm sei mit einem Beil auf den Kopf geschlagen worden.

Bestohlen — bestohlen!

Im gleichen Augenblick durchzuckte ihn aber eine Hoffnung. In dem Beutel hatte ja nur sein Silbergeld gesteckt; sein Gold aber — dreißig Napoleons d'or mußten noch in der Geheimtasche auf der Innenseite der Weste sein. Danach fuhr er mit fiebrigen Händen und wühlte noch, als er schon wußte, daß Grüsch auch dieses Geld gefunden hatte — Leer — leer — leer!

„Der Schuft — der Schuft!" stieß er hervor. Tränen der Wut stiegen ihm in die Augen.

Als er in namenloser Verwirrung dem Wirt Anzeige von dem Diebstahl machte, erschrak dieser wohl auch, tröstete ihn aber, es handle sich wohl bloß um einen schlechten Witz des Malers. Grüsch habe die Rechnung beider bezahlt und sei, allerdings schon um sechs Uhr, aus dem Gasthaus gegangen, aber ohne jede auffällige Eile und mit dem Bericht, er steige in die Hofkirche hinauf, wohin ihm sein Freund, wenn er sich ausgeschlafen habe, nachfolgen möge.

Mina, die Kellnerin, die verblasen und übernächtig aussah, heulte und beteuerte ihre Unschuld; sie sei wohl gern mit den Männern fröhlich, aber in Gelddingen habe sie ein gutes Gewissen.

„Ach, wer gibt denn Ihnen die Schuld, Sie dummes Frauenzimmer", brauste Heinrich auf, „und Ihnen auch niemand, Herr Wirt. Wozu die unnützen Entschuldigungen. Zeigen Sie mir jetzt lieber den Weg auf die Polizeidirektion!"

Als sie aus dem Gasthaus traten, schlug es von den Türmen der Stadt neun Uhr.

Der unbedeutende und furchtsame Wirt, der mit sauersüßer Miene neben Landsiedel ging, drängte zuerst in die Hofkirche hinauf. In den Stühlen knieten ein paar Mädchen und Frauen; aber wie der Bestohlene erwartet hatte, war Grüsch nicht da. Als sie dem Sakristan begegneten, gab er ihnen die Auskunft, daß sich während der ganzen Morgenfrühe kein Mensch habe blicken lassen, den man hätte für einen Kunstmaler halten können, und daß auch keiner zur Wiederherstellung alter Bilder angemeldet sei. Erst jetzt führte der Wirt seinen Gast mit einigem Sträuben auf das Polizeiamt, über dunkle Stiegen empor in eine alte, eichengetäfelte Amtsstube.

Da saßen an zwei einander gegenübergestellten Pulten der behäbige Polizeidirektor und sein Schreiber und ließen sich im ersten Augenblick in ihrer Morgenidylle nicht stören. Jener war in eine Zeitung vertieft und qualmte aus einer halblangen Pfeife; dieser fütterte durch einen Fensterschieber die Spatzen auf dem Sims und scharmützierte nebenbei, obgleich er verwachsen und sein Gesicht durch eine eingedrückte Nase sehr häßlich war, mit den Mädchen, die auf der Straße gingen. Heinrich konnte seine erregte Stimmung in der Betrachtung der bunten Wappen, welche die Decke schmückten, und des mäch-

Abendwind

Von Ernst Oser

Willkommen, kühler Abendwind,
So köstlich frisch und doch so lind,
Lass' mich von dir umfangen!
Heiß war der Tag, vom Föhn durchglüht
Und von der Sonne Glanz umsprüht,
Bis er zur Ruh' gegangen.

Umfächle leis der Träume Bild,
Lass' deinen Fittich schützend mild
Des Müden Schlaf umwehen!
Dann, mit des jungen Morgens Kraft,
Will ich auf neue Wanderschaft
Im heißen Tage gehen.

* * *

---

tigen, alten Kachelofens beruhigen, auf dem die Tugenden in schwellenden Frauengestalten abgebildet waren, die Redlichkeit, die Keuschheit, die Mäßigkeit und was sonst noch der Schmuck der rechtschaffenen Bürger ist.

Nun reckte sich aber der Amtmann mit Schneuzen empor, nahm eine halbmilitärische Stellung an und den Blick scharf auf den Fremdling richtend, fragte er mit leichter Schalkerei: „Nun, was gibt's?"

„Ich bin bestohlen worden!" antwortete Landsiedel dumpf.

„So, — das erlebt in Chur nicht jeder — Sie sehen, wir haben nicht übermäßig viel Arbeit", versetzte der Direktor gleichmütig.

Als ihm Heinrich den Abschiedszettel des gestrigen Wandergefährten überreichte, ging ein Lächeln über das joviale Gesicht des Beamten. „Ich und derjenige, der mir da Grüße schickt, kennen uns freilich. Ich habe ihn vor drei Tagen aus dem Gefängnis entlassen." Er reichte das Blatt auch dem Schreiber.

„Paul Forta!" versetzte der Verwachsene. „Es ist also zuerst der Bruch der Landesverweisung anzumerken."

Der Direktor wandte sich mit einer Reihe von Fragen über die äußere Erscheinung des Diebes an den Wirt, ließ dann das schwitzende Männchen laufen und fragte Heinrich: „Wie steht es denn mit Ihren Papieren?" Als er daraus ersah, daß der junge Mann Student in Tübingen gewesen war, versetzte er freundlich: „Ich habe in Heidelberg ein paar Semester gehört und im „Roten Ochsen" manchen Kommers mitgetan; es langte mir aber doch nicht zum Doktorhut. Der Draht ging mir vorher aus. — Nun aber Ihr Abenteuer mit Forta oder Grüsch!"

Und der junge Reisende erzählte.

„Das späte Eintreffen in Chur war natürlich berechnet", sagte der Polizeidirektor, „ebenso das Quartier in der „Schwalbe", wo der Wirt kürzlich gewechselt hat."

„Und halten sie es für möglich, daß ich wieder in den Besitz des Geldes gelange?" eilte die Frage auf Heinrichs Lippen.

Der Direktor zuckte die Schultern, und auf seinem Gesicht lag der Zweifel. „Die Fahndung werden wir zwar selbstverständlich sofort aufnehmen", versetzte er; „aber es sind bereits vier Stunden, seit sich Forta aus dem Staube gemacht hat. Er kann bereits auf deutschem oder österreichischem Boden sein; er kennt natürlich die Vorteile der Landesgrenzen, über die sich der Nachforschungsdienst stets verumständlicht. Gelegentlich wird er ja schon da und dort gefaßt und dann von uns wegen des Diebstahls zur Verantwortung gezogen werden. Ihr Geld aber wird verloren sein."

Den Eindruck seiner Worte las er in dem verzweifelten Gesicht des Italienfahrers.

Fortsetzung folgt.

Die Badende Skizze

Nicht irgendwo am Aarebord oder in einer der Badeanstalten unserer Stadt habe ich ihren tiefbraunen, glänzenden Körper in der Sonne schimmern sehen, bin ich beim Anblick der schönen, schlankkräftigen Formen dieser Nymphe stillgestanden. Die Holde hat sich ein ganz besonders zurecht gemachtes, reizvolles Badeplätzchen im Grünen auserkoren und gibt dort ihre keusche Nacktheit täglich den Augen der Vorübergehenden preis, ohne daß Sittenpolizei oder Entrüstung an ihrem Gebahren Anstoß nähmen.

Ueber das von einem buntfarbigen Blumenarrangement umrahmte, runde Wasserbecken der Bundesterrasse neigt sich ihre Gestalt, Tag für Tag, unbeirrt um Wettertücken, vom taufrischen Morgen hinweg bis in die dunkle Nacht hinein.

Nun habt ihr wohl schon erraten, welche Badende ich meine? Meisterbildner Hermann Hubacher hat ihre Bronzefigur unter jenem Baumrondell geschaffen, hat ihrem kalten Erz warmes Leben eingehaucht, das man zu sehen vermeint, wenn über den Haarknoten der Badenden Sonnenblitze flirren, wenn Wolken- oder Blätterschatten, vom Winde getrieben und bewegt, ihren Nacken umhuschen oder wenn die blinkenden Perlenschnüre eines feinen Sommerregens über ihren Rücken rieseln.

Doch, die schöne Badende muß auch manchen Schabernack erdulden. Oft und viel ist der dunkle Schmelz ihres Körpers von häßlichen, weißgelblichen Tupfen betüncht . . . Was wissen Tauben, Finken und Spatzenvolk von Anstand, wenn sie mit ihrem Geflatter innehalten und sich auf den Kopf, auf die Arme und Beine der Nymphe niedersetzen?

Aber unser Bundesgärtner ist der Badenden wohlgewogen. Als ich vor Kurzem eines Nachmittags auf der Bundesterrasse daherschlendere, hält ein junger, strammer Gärtnerbursche die Badende umhalst; in der einen Hand, die auf ihrem Nacken ruht, eine Persilbüchse, in der andern einen Putzlappen, nimmt der Brave an der Schönen gründliche, große Wäsche — sicher nicht die erste und letzte — vor. Und bald darauf flimmert der blankgescheuerte Bronzekörper in der Abendsonne. Die sinkende, laue Sommernacht aber läßt mich beim Heimgehen über die Bundesterrasse noch ein liebliches Wunder erleben: das Mondlicht silbert über Haare und Rücken der Badenden und zittert auf Wasserspiegel und Blumenbanden. Versonnen stehe ich still und da ist mir, als erschaure die bronzene Schöne im Zauber der Nacht . . . E. O.

* * *

Zwei Mädchen

Eine war, die spann sich tief in Fäden
Stillen Sinnens, sah nach lichten Säumen
Ferner Wolken, lebte tief in Träumen — —
Der sie liebte, lehrte sie — — zu reden!

Eine andre schwang sich froh im Reigen,
Sang in jungen Tönen, glockenhellen,
Plauderte wie leichte Silberwellen — —
Der sie liebte, lehrte sie — zu schweigen . . .

Wir . . .

Wir, die wie Fremde auseinandergehen,
Wir, die wir tun, als ob wir uns nicht sähen,
Wir, die wir uns mit bittern Worten kränken —
Wie glühen wir, uns restlos zu verschenken!

Ach, wird ein Tag erstehen unter vielen,
Der abbricht unser frevelhaftes Spielen,
Und unsrer Liebe tief verborgne Flammen
Zu heller, heißer Lohe stürzt zusammen?

Zwei Gedichte von Irmela Linberg